

Die Entwicklung der Sozialstruktur

Hanspeter Stamm und Markus Lamprecht

Lamprecht und Stamm Sozialforschung und Beratung AG • Zürich

Zusammenfassung

Sozialstruktur und Ungleichheit

Untersuchungen zum Wandel der Sozialstruktur haben eine lange Tradition in den Sozialwissenschaften. Und das mit gutem Grund: Jede Gesellschaft verfügt über eine Ordnung – oder eben: Struktur –, die den Rahmen für das gesellschaftliche Zusammenleben abgibt.

Sozialstrukturanalysen erforschen diesen Rahmen und fragen, welche Auswirkungen er auf die Lebensbedingungen der Gesellschaftsmitglieder hat: Wie sind die Ressourcen und Handlungsmöglichkeiten in der Gesellschaft verteilt? Gibt es Gruppen, die auf Kosten anderer Gruppen besonders von der strukturellen Ordnung profitieren? Wie haben sich die Strukturen über die Zeit verändert und welche Konsequenzen hat der strukturelle Wandel?

Auch die vorliegende Untersuchung geht von diesen Fragen aus, wobei sie sich auf einen Ausschnitt der schweizerischen Sozialstruktur konzentriert: Ausgehend von der Beobachtung, dass die bezahlte Erwerbsarbeit als Quelle von Einkommen einen besonderen Einfluss auf die Lebensbedingungen der Gesellschaftsmitglieder hat, wird untersucht, wie die Positionen im Erwerbssystem verteilt werden. Von besonderem Interesse ist dabei das Bildungssystem, das gemäss gängigen Vorstellungen den Zugang zum Erwerbssystem und damit auch zu einem mehr oder weniger hohen Einkommen regeln sollte.

Bildung, Beruf und Einkommen: Das Dreigestirn der klassischen Sozialstrukturanalyse

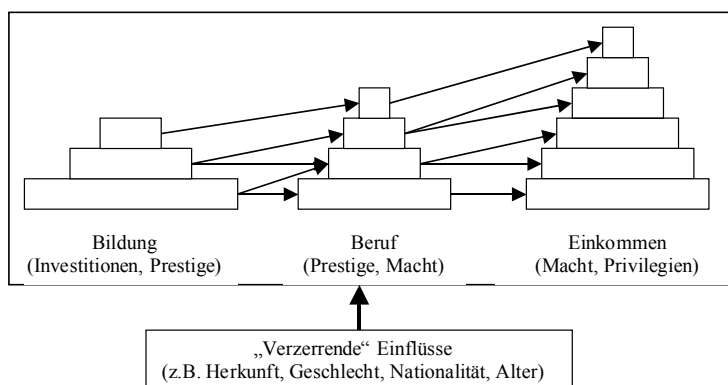
Kaum jemand in der Schweiz zweifelt daran, dass sich eine anspruchsvolle Ausbildung und harte Arbeit auch finanziell lohnen sollten. Verschiedene Studien zeigen, dass die Schweizer Bevölkerung substantielle Einkommensunterschiede durchaus akzeptiert, solange diese sich unter Bezugnahme auf die als fair wahrgenommen Kriterien „Qualifikation“, „Leistung“ und „Verantwortung“ rechtfertigen lassen.¹

Das in Abbildung 1 schematisch dargestellte „meritokratische Leistungsmodell“ dient somit nicht nur der Erklärung, sondern auch der Legitimation von Einkommensungleichheiten. Die relativ moderaten Abstufungen im Bildungssystem werden, vermittelt über die Berufsarbeit, in erhebliche Einkommensdifferenzen übersetzt, die als Belohnung für Bildungsinvestitionen und Engagement bei der Arbeit interpretiert werden. Damit diese Rechtfertigung funktioniert,

¹ Vgl. z.B. Stamm, Hanspeter, Markus Lamprecht und Rolf Nef (2003): Soziale Ungleichheit in der Schweiz. Strukturen und Wahrnehmungen. Zürich: Seismo.

müssen jedoch verschiedene Bedingungen erfüllt sein: Der Zugang zum Bildungssystem muss offen sein, so dass alle grundsätzlich die gleichen Chancen haben, auf die höchste Stufe zu gelangen und von dort eine vielversprechende Berufskarriere zu starten. Desgleichen sollten der berufliche Erfolg und die Einkommen tatsächlich nur vom Qualifikationsniveau und der Leistung der Erwerbstätigen abhängen.

Abbildung 1: Meritokratisches Modell des Zusammenhangs zwischen Bildung, Beruf und Einkommen



Beispiele dafür, dass diese Bedingungen in der Schweiz nicht vollständig erfüllt sind und von anderen Einflüssen „verzerrt“ werden, sind schnell zu Hand: Frauen verdienen für die gleiche Arbeit nach wie vor weniger als Männer, und ausländische Kinder haben grössere Probleme beim Finden einer Lehrstelle als schweizerische. Umgekehrt springen die Sozialversicherungen ein, wenn jemand nicht erwerbsfähig ist oder arbeitslos wird.

Beobachtungen wie diese bilden die Grundlage für die vorliegende empirische Analyse der Volkszählungen 1970 bis 2000: Zunächst wird untersucht, wie sich die Bildungsabschlüsse über die Zeit verändert haben und ob das Bildungssystem tatsächlich dem Gebot der Chancengleichheit gehorcht. In einem weiteren Schritt werden die Verknüpfungen zwischen Bildung und Beruf analysiert, wobei wiederum nach „verzerrenden Einflüssen“ gefragt wird. Auf die Untersuchung der Einkommensverteilung muss dagegen verzichtet werden, weil die Volkszählung keine entsprechenden Daten enthält. Stattdessen wird in einem abschliessenden Schritt die Perspektive geöffnet und mit dem „Zentrum-Peripherie-Modell“ ein Ansatz vorgestellt, der auch Aussagen über die Nicht-Erwerbstätigen erlaubt.

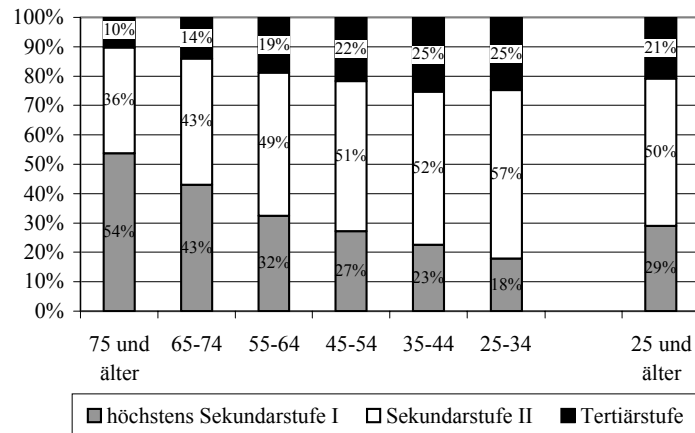
Bildungsexpansion und Chancengleichheit

Die Struktur der Bildungsabschlüsse hat sich in der Schweiz in den vergangenen Jahrzehnten stark verändert. Wie Abbildung 2 anhand eines Vergleichs verschiedener Alterskohorten zeigt, haben im Zuge dieser Entwicklung höhere Bildungsabschlüsse an Bedeutung gewonnen.² Rund die Hälfte der ältesten in der Grafik dargestellte Gruppe – der 75-Jährigen und Älteren, die ihre Bildungskarriere mehrheitlich schon vor über fünfzig Jahren abgeschlossen haben – verfügt lediglich über einen obligatorischen Schulabschluss, während der Anteil der Hochschulabgänger ein Zehntel beträgt. In der jüngsten Altersgruppe ist der Anteil der Hochschulabgänger dagegen auf ein Viertel angewachsen – und er dürfte noch

² Aus Gründen der Vergleichbarkeit ist die Analyse verschiedener Alterskohorten dem Vergleich verschiedener Volkszählungen vorzuziehen.

weiter ansteigen, denn ein Teil dieser Gruppe hat ihre Ausbildung noch nicht abgeschlossen und wurde daher noch nicht unter „abgeschlossene Tertiärstufe“ klassifiziert.

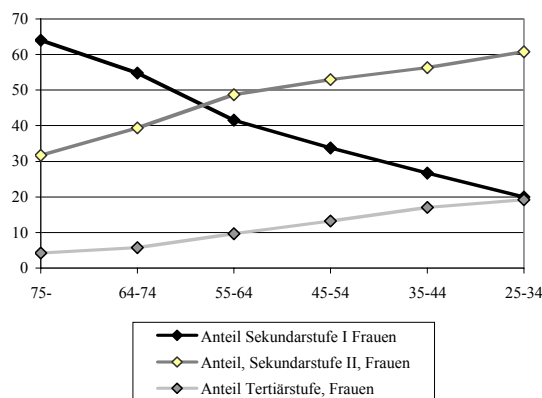
Abbildung 2: Bildungsexpansion in der Schweiz, Vergleich des Bildungsstandes verschiedener Alterskohorten 2000 (n=4'753'293)



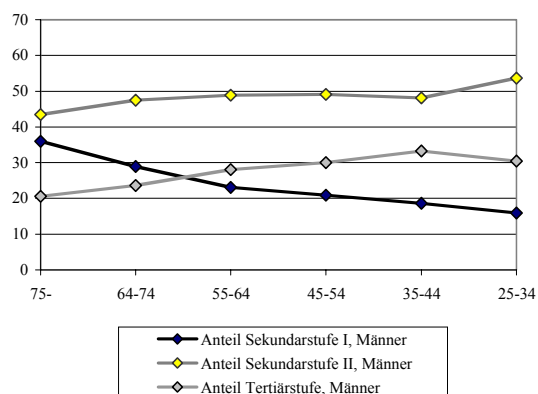
Im Zuge der Bildungsexpansion ist eine Reihe sozialer Hürden auf dem Weg zu einem höheren Bildungsabschluss beseitigt oder zumindest reduziert worden. Dieser Befund betrifft insbesondere die Frauen, die gemäss Abbildung 3 zwar immer noch seltener als die Männer Abschlüsse auf der höchsten Bildungsstufe erreichen, insgesamt aber deutlich aufgeholt haben. In der ältesten Kohorte hatten noch zwei Drittel aller Frauen nur einen obligatorischen Schulabschluss, während der Anteil der Hochschulabgängerinnen nur vier Prozent betrug. In der jüngsten Altersgruppen beträgt der Anteil auf diesen beiden Bildungsstufen je rund zwanzig Prozent, womit sich der Unterschied zu den Männern deutlich verringert hat. Extrapoliert man die Trends in der Abbildung, so dürfte der *Geschlechterunterschied* im Bildungssystem in absehbarer Zeit überwunden sein oder sich gar umkehren: Zumindest auf der Stufe Matura haben die Frauen die Männer nämlich bereits überflügelt.

Abbildung 3: Bildungsexpansion nach Geschlecht (prozentueller Anteil an jeweiliger, geschlechtsspezifischer Alterskohorte, 2000, n=4'753'293)

a) Frauen



b) Männer



In ähnlicher Weise hat auch die *regionale Herkunft* ihren Einfluss auf den Bildungserfolg eingebüsst: Die im städtischen Umfeld Geborenen schliessen zwar nach wie vor etwas häufiger die Universität ab, doch bei den obligatorischen Schulabschlüssen sind die ehemals erheblichen Stadt-Land-Unterschiede verschwunden.

Andere Einflüsse auf den Bildungserfolg erweisen sich demgegenüber als resistenter und substantieller: So zeigt sich bezüglich der *nationalen Herkunft* ein deutlicher Effekt nach Herkunftsregion: Ausländer/-innen, die in Südeuropa geboren wurden, verfügen deutlich häufiger über keine nachobligatorische Schulbildung. Dagegen können die in Nord- und Westeuropa geborenen Ausländer/-innen rund doppelt so häufig ein Hochschuldiplom vorweisen wie die Schweizer/-innen. Schliesslich fällt auch, dass sich die Unterschiede zwischen den Schweizer/-innen und den in der Schweiz geborenen Ausländer/-innen in den jüngsten Alterskohorten deutlich verringern. Dies ist ein Hinweis darauf, dass diese Gruppe zunehmend erfolgreich in das schweizerische Bildungssystem integriert wird.

Ein wichtiger und über die Zeit stabiler Effekt geht zudem vom Elternhaus aus (*soziale Herkunft*). Zwar finden sich heute vermehrt Kinder aus Arbeiter- oder Handwerkerfamilien an den Universitäten, doch haben Akademikerkinder nach wie vor eine rund fünfmal höhere Wahrscheinlichkeit, ebenfalls auf die Tertiärstufe vorzudringen.

Mit Bezug zur Entwicklung des Bildungssystems kann somit eine deutliche Expansion und Öffnung festgestellt werden. Diese Öffnung hat jedoch (noch) nicht zu vollständiger Chancengleichheit geführt.

Meritokratie im Berufsleben?

Im Rückblick erweisen sich die Umwälzungen im Erwerbssystem als tiefgreifender als diejenigen im Bildungssystem. Im Zuge der anhaltenden „Tertiarisierung“ verändern sich sowohl die Berufsstruktur als auch die Qualifikationsanforderungen.

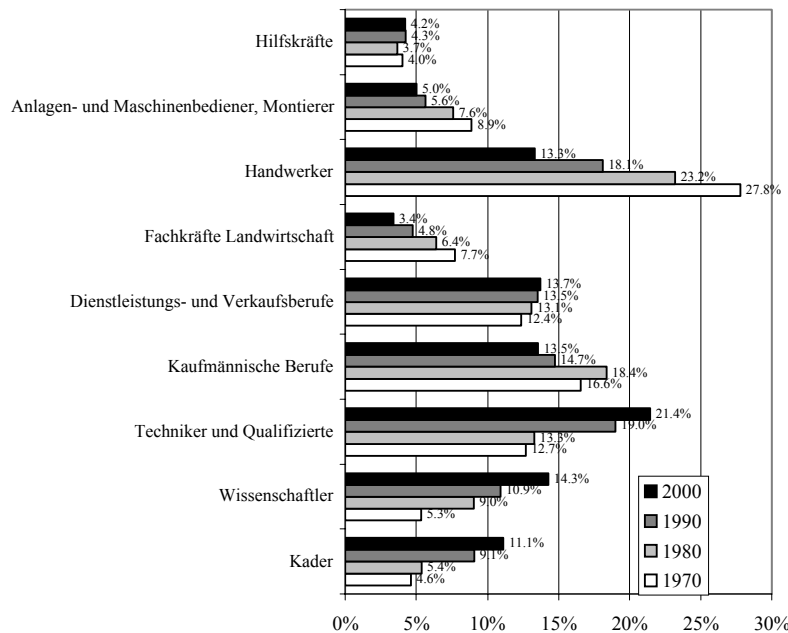
Abbildung 4 zeigt die Entwicklung der Anteile von verschiedenen Berufsgruppen an der gesamten Erwerbsbevölkerung zwischen 1970 und 2000. Aus der Abbildung geht hervor, dass die handwerklichen und landwirtschaftlichen Berufe zu den grossen Verlierern dieser Entwicklung gehören, während die technischen und wissenschaftlichen Berufe sowie allgemein Kaderpositionen an Bedeutung gewonnen haben. Damit reflektiert die Entwicklung der Berufsstruktur die Bildungsexpansion: Höher qualifizierte Berufe gewinnen auf Kosten der weniger qualifizierten Tätigkeiten an Bedeutung.

Das weiter oben dargestellte meritokratische Modell unterstellt einen ausgeprägten Zusammenhang zwischen *Bildung* und beruflicher Tätigkeit. Die empirische Analyse bestätigt diese Annahme: Wer eine höhere Bildung abgeschlossen hat, schafft nicht nur eher den Eintritt ins Erwerbsleben, sondern erreicht in der Regel auch eine höhere Position.

Auch hier ist der Zusammenhang jedoch nicht perfekt, sondern wird von einer Reihe von Merkmalen überlagert, welche im Widerspruch zum meritokratischen Modell stehen: Wie die schematische Darstellung in Abbildung 5 zeigt, haben die *nationale Herkunft*, das *Geschlecht*, das *Alter* (Berufserfahrung) und der *Wohn- und Geburtsort* ebenfalls einen – wenn auch geringen – direkten Einfluss auf den Berufsstatus. Zudem wirken diese Dimensionen zusammen mit der *sozialen Herkunft* vermittelt über den Bildungsstatus auf den Beruf.

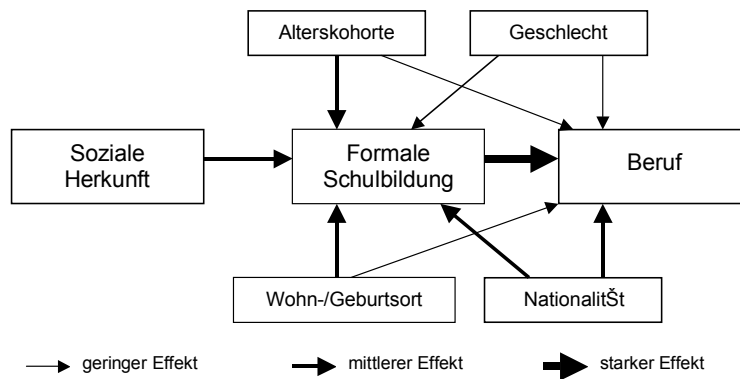
Im Zeitvergleich lässt sich zeigen, dass sich der Arbeits- und Berufsmarkt ebenso wie das Bildungssystem zwar geöffnet haben. Doch bei der konkreten Besetzung der Positionen spielen weiterhin Kriterien eine Rolle, welche der Vorstellung einer offenen, alleine auf Leistung basierenden Gesellschaft widersprechen.

Abbildung 4.: Vergleich der Berufsstruktur, 1970 bis 2000 (ISCO-Klassifikation, Anteil an allen Erwerbstätigen in Prozent)



Fallzahlen: 1970: 2'747'179; 1980: 2'798'092; 1990: 2'984'103; 2000: 2'629'002.

Abbildung 5: Schematische Zusammenfassung der Zusammenhänge zwischen sozialer Herkunft, Bildung, Beruf und weiteren Merkmalen



Erwerbsarbeit und Sozialstruktur: Das Zentrum-Peripherie-Modell

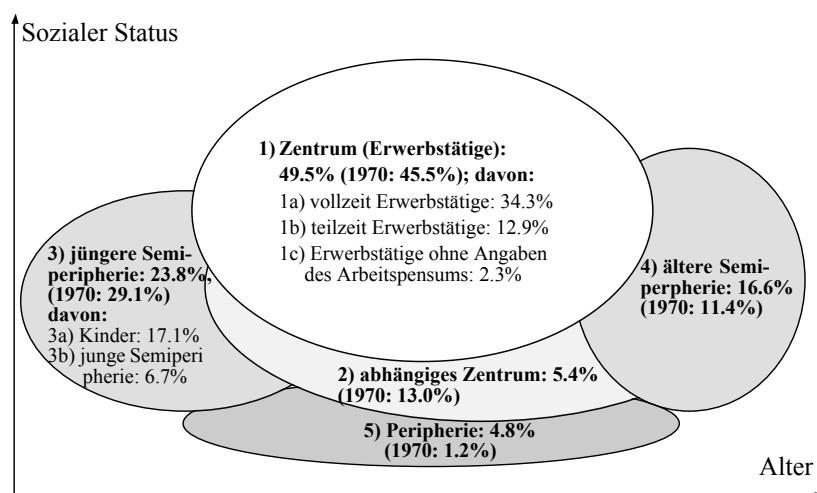
In den Analysen des letzten Abschnitts wurde derjenige Teil der Bevölkerung stillschweigend ausgeklammert, der nicht erwerbstätig ist. In einem letzten Untersuchungsschritt sollen die Nicht-Erwerbstätigen im Interesse einer vollständigeren Strukturbeschreibung in die Analyse „zurückgeholt“ werden.

Dabei gilt es einleitend festzustellen, dass ein hoher Anteil an Nicht-Erwerbstätigen nicht gegen die Bedeutung der Erwerbsarbeit in der Gegenwartsgesellschaft spricht. Im Gegenteil: Ausbildungen werden nach wie vor mit einem besonderen Blick auf den Arbeitsmarkt absolviert, und die Höhe der Altersrenten bemisst sich über weite Strecken an den Beiträgen, die im Laufe des Erwerbslebens einbezahlt wurden. Behält man diese Überlegungen im Auge,

so kann die Bevölkerung nach Massgabe ihrer Beziehungen zur Erwerbsarbeit in die in Abbildung 6 dargestellten fünf Gruppen eingeteilt werden:

- Im Jahr 2000 gehört rund die Hälfte der Schweizer Wohnbevölkerung dem „erwerbstätigen Zentrum“ an.
- Weitere rund fünf Prozent sind zwar nicht erwerbstätig, sie sind aber durch mindestens ein weiteres Haushaltsmitglied mit dem Zentrum verbunden. Da es sich in erster Linie um Hausfrauen und -männer handelt, wird diese Gruppe als „abhängiges Zentrum“ bezeichnet.
- Fast ein Viertel der Bevölkerung gehört der „jüngeren Semiperipherie“ an, die noch in Ausbildung und daher *noch nicht erwerbstätig* ist.
- Auf der anderen Seite der Grafik finden sich die Rentner/-innen der „älteren Semiperipherie“, die *nicht mehr erwerbstätig* sind und ein Sechstel der Gesamtbevölkerung stellen.
- Knapp fünf Prozent der Bevölkerung verfügen demgegenüber über keine Verbindungen zum Erwerbssystem, weil sie arbeitslos oder arbeitsunfähig sind. Mit Bezug zum erwerbstätigen Zentrum kann diese Gruppe als „Peripherie“ bezeichnet werden.

Abbildung 6: Zentrum-Peripherie-Typologie, 1970 und 2000 (in Klammern Anteile der Gruppen an der Gesamtbevölkerung, 2000, n=7'288'010)



Fallzahlen: 1970: 6'269'783; 2000: 7'288'010.

Wie die zusätzlichen Angaben zum Jahr 1970 in der Abbildung zeigen, hat sich die Bedeutung der verschiedenen Gruppen über die Zeit verändert: Dass die jüngere Semiperipherie kleiner und die ältere Semiperipherie grösser geworden ist, dürfte in erster Linie eine Folge der demographischen Entwicklung sein. Demgegenüber weisen die Entwicklungen in den anderen Gruppen auf Veränderungen im wirtschaftlichen Umfeld hin: Das erwerbstätige Zentrum hat auf Kosten des abhängigen Zentrums leicht zugelegt. Reine Hausfrauen gibt es heute deutlich weniger als noch 1970. Die Peripherie schliesslich ist zwar immer noch verhältnismässig klein, sie hat sich seit 1970 jedoch vervierfacht. Ein wachsender Anteil der Bevölkerung scheint den Anschluss an das Erwerbssystem nicht (mehr) zu finden. Die Befunde deuten damit auf eine Tendenz zur Polarisierung in der Sozialstruktur hin: Das erwerbstätige Zentrum und die Peripherie wachsen, während die mittleren Gruppen mit Ausnahme der älteren Semiperipherie an Bedeutung verlieren.

Eine offene Gesellschaft für eine offene Zukunft?

Vergleicht man die Entwicklung der Bildungsabschlüsse mit den Veränderungen im Erwerbssystem, so fällt auf, dass das Bildungssystem in der Vergangenheit auf die sich verändernden Anforderungen des Arbeitsmarktes zu reagieren vermochte. In dem Masse, wie anspruchsvolle und wissensbasierte Tätigkeiten an Bedeutung gewinnen, steigt auch die Anzahl höherer Bildungsabschlüsse. Allerdings scheint das Angebot nicht mit der Nachfrage Schritt zu halten, so dass die Lücke heute wie vor dreissig Jahren durch hochqualifizierte ausländische Arbeitskräfte geschlossen wird. Weitere Entlastung verspricht die Bildungsexpansion bei den Frauen, die in den vergangenen Jahren zunehmend in den Arbeitsmarkt integriert wurden.

Die Verlierer der aktuellen Entwicklung sind Personen, die keinen Bildungsabschluss der Sekundarstufe II oder der Tertiärstufe vorweisen können. Für sie wird es schwieriger, eine Anstellung zu finden. Eine Zusatzanalyse zeigt, dass sich in der „Peripherie“ überdurchschnittlich viele Frauen mit einer geringen Schulbildung finden, während der (Wieder)eintritt in den Beruf im „abhängigen Zentrum“ durch eine höhere Schulbildung erleichtert wird.

Für die Zukunft implizieren die Resultate der vorliegenden Untersuchung verschiedene Konsequenzen. So ist der kontinuierliche Aus- und Umbau des Bildungssystems mit Blick auf die sich verändernden Anforderungen des Erwerbssystems sicherlich notwendig. In einer Situation raschen Wandels dürfte zudem die Weiterbildung eine entscheidende Rolle spielen, zeigt doch ein Vergleich des Bildungsstandes und der Berufe verschiedener Altersgruppen, dass einmal erreichte Qualifikationen im sich wandelnden wirtschaftlichen Umfeld an Wert verlieren und damit das Risiko, vom Zentrum in die Peripherie abzustiegen oder vorzeitig in die ältere Semiperipherie versetzt zu werden, ansteigt.

Mit der Anpassung des Bildungssystems an die Bedürfnisse des Erwerbssystems ist es jedoch nicht getan. Die Befunde zeigen deutlich auf, dass der Bildungserfolg und die spätere berufliche Karriere in erheblichem Masse von Mechanismen überschattet werden, welche dem meritokratischen Modell widersprechen. Eine Land wie die Schweiz, das sich als offene und dem Ideal der Chancengleichheit verpflichtete Gesellschaft versteht, in dem Leistung und Engagement etwas zählen sollten, tut gut daran, sich nicht auf den nachweisbaren Erfolge der Vergangenheit – Stichwort: Aufholen der Frauen im Bildungssystem – auszuruhen und weitere soziale Hürden auf dem Weg zur Chancengleichheit zu eliminieren.

Dieser Punkt betrifft dabei nicht nur das Bildungssystem, sondern auch den Arbeitsmarkt und die Einkommensverteilung, zu der in der vorliegenden Untersuchung zwar keine Aussagen gemacht werden konnten. Andere Studien legen jedoch den Schluss nahe, dass sich die bezüglich Bildung und Beruf gefundenen soziale Unterschiede bei den Einkommen noch akzentuieren oder – wie das Beispiel der Einkommensunterschiede zwischen Männern und Frauen zeigt – gar durch Ungleichheitsmerkmale überlagert werden, die in anderen Bereichen des Systems als bereits überwunden gelten.